

THEATER

SCHÖFER

Kruzifix im Kühlschrank

Wenn das Theater aktuelle politische Mißstände anprangert“, klagt der Kölner Schriftsteller Erasmus Schöfer, 39, „ist die Freiheit der Kunst in Gefahr.“

Diese Erfahrung hat Schöfer — Sozialist, Essayist („Die Sprache Heideggers“) und Autor von 12 Hörspielen — jetzt erstmals als Stückeschreiber gemacht. Er schrieb ein „proletarisches Lustspiel“ mit dem Titel „Vielleicht bin ich schon morgen eine Leiche“, das die Theater-Chefs in Köln und Wuppertal aus politischen Gründen nicht uraufführen wollen: Das Stück von der Großen Koalition kulminiert in einer tödlichen Attacke auf den Kanzler Kurt Georg Kiesinger.

Doch damit nicht genug. Schöfers Helden, ein fideles Duisburger Rentner-Ehepaar, propagieren in dieser „beißend komischen Polit-Satire auf die Machthaber aus der Proletarier-Perspektive“ (Schöfer) so ziemlich alles, was konservativen Theater-Abonnenten zuwider ist.

Schöfers Rentner schwärmen für Marx und Lenin und träumen von der Diktatur des Proletariats. Sie singen kommunistische Kampflieder und hissen zum Arbeiterstreik die rote Fahne. Sie schimpfen über die Konzern-Bourgeoisie, aber auch über lasche Gewerkschaftsbosse und Sozialdemokraten.

Die Altkommunisten verwahren das Kruzifix im Kühlschrank und reservieren dem verlebten Enkel ein Sex-Lager im eigenen Schlafzimmer. Am Ende wollen sie noch einmal Revoluzzer spielen: Sie planen ein Dynamit-Attentat auf Kiesinger. Doch der stirbt vor Schreck am Herzkollaps, und die Bombe detoniert zufällig im Gewerkschaftshaus.

Als Schöfer sein Bühnen-Manuskript letzten Herbst zur Uraufführung



Dramatiker Schöfer
Attacke auf Kanzler Kiesinger

in Köln anbot, entdeckten Oberspielleiter Hansgünther Heyme und Chef-Dramaturg Gunter Schable in der Burleske „eine phantastische Gelegenheit, politisches Theater im Ohnsorg-Stil zu machen“.

Der Kölner Generalintendant Claus Helmut Drese hingegen fand den roten Schwank überhaupt nicht lustig und lehnte ihn ab. „Ein Stück“, so rügte er, „das mit Menschenleben zynisch umgeht, ist nichts für unser Theater.“ Überdies sei dieses „unvollkommene literarische Gebilde“ juristisch anfechtbar.

Kiesinger-Klagen und Publikumszorn fürchteten auch die Kultur-Warte im pietistischen Wuppertal, dessen Schauspielhaus das Schöfer-Spiel im Juni zur rheinischen Mixed-Media-Schau „Urbs 71“ aufführen wollte. Als die Mitglieder des Städtischen Kulturausschusses von diesem Plan erfuhren, bestellten sie den Dramaturgen Bernd Wilms zum Rapport ins Rathaus und ersuchten einmütig („Wir können nur empfehlen“), die „peinliche Geschmacklosigkeit“ zu unterlassen. „Wenn das Bomben-Drama in Uganda spielte“, spottet Wilms, „hätten die Herren sich scheckig gelacht.“

Dem Zensur-Versuch seiner Dienstherren mochte sich Wuppertals jovialer Generalintendant Arno Wüstenhöfer nicht widersetzen — obwohl er die Klassenkampf-Posse bereits akzeptiert und dem Hamburger Ohnsorg-Star Henry Vahl eine Hauptrolle zugedacht hatte.

Vahl wäre nun für die Städtischen Bühnen Dortmund frei, die vor einem Altkanzler-Attentat nicht zurückschrecken. Schauspielintendant Gert Omar Leutner hat das mißliebige Stück angenommen und will es im Frühjahr bei der Frankfurter „Experimenta“ zeigen.

Leutner hat sich rückversichert — doch nicht beim Stadtrat, sondern bei seinem Ensemble. Nach einer Mitbestimmungs-Debatte votierte die Mehrheit der Dortmunder Darsteller für Schöfers linkes Volksstück.

Allein und gegen seine Mitarbeiter verfügte dafür am letzten Donnerstag auch der Oberhausener Theaterchef Ernst Seiltgen, die „Leiche“ sei von seinen Brettern fernzuhalten.

HACKS

Squaw Polly

Polly Macheath, geborene Peachum, ist „von der Insel Britannia nach der Insel Amerika“ gesegelt. „Europasatt“, will sie in den „Kolonien“ nach ihrem deportierten Gatten, dem Räuberhauptmann Mackie Messer, fahnden, bei dem sie sich einst „einfach hinlegen“ mußte.

Doch Polly hat auf der anderen „Seite des Heringsteiches“ nicht viel Glück — so will es der DDR-Dramatiker Peter Hacks, 42, dessen Stück „Polly oder Die Bataille am Bluewater Creek“ am letzten Samstag in Göttingen erstmals auf dem Programm eines westdeutschen Theaters stand.



Hacks-Stück „Polly“ in Göttingen
Freiheit von oben

Die Emigrantin wird ihrer Barschaft (500 Pfund) beraubt, gerät in ein Bordell, wird an einen reichen Siedler veräußert und prügelt sich mit Piraten und bigotten Pflanzern, bevor sie ihren — sterbenden — Ehemann in die Arme schließen darf. Schließlich muß die Witwe noch froh sein, daß der Sohn eines Indianerhäuptlings sie zur Squaw nimmt.

Dieses Stückchen deftig-parodistischen Unterhaltungstheaters mit einer kaum störenden Musik war nach der Uraufführung (1965 in Halle) für Jahre aus dem Verkehr gezogen worden, weil sich der Autor mit dem Komponisten André Asriel nicht über die Verteilung der Tantiemen einigen konnte. Musik indessen gehört traditionell zum „Polly“-Stoff, den Hacks, wie vor ihm Bertolt Brecht, beim Briten John Gay gefunden hatte — in einer Fortsetzung der „Beggars' Opera“.

Doch während Brecht mit der „Dreigroschenoper“ die Gesellschaft der zwanziger Jahre karikierte, hat Hacks mit Songs und saftigem Vokabular („Dein Hintern wird zu wählen haben zwischen meinen Küssen und meiner Peitsche“) ein Lehrstück von abstrakter Moral erschaffen.

Darin werden Indianer, wahre Tugendbolde, gleichzeitig von offen amoralischen Piraten und heuchlerischen Siedlern bedrängt: Die Siedler wollen das Blauwassertal, die Piraten das Gold der Rothäute. Doch wider alle Vernunft gewinnen die Gerechten. „Nicht Krieg führen ist besser als siegen“, spricht Pollys Schwiegervater, der siegreiche Häuptling Pohotohee, verscharrt das Kriegsbeil und schließt einen milden Friedensvertrag. Ein schlimmes Ende.

Wer nämlich die wahren Sieger sind, das verdeutlicht in Göttingen Regisseur Günther Fleckenstein durch ein sinnfälliges Schluß-Tableau: Über die feiernden Indianer senkt sich vom Schnürboden herab die Freiheitsstatue und wird von weißen Pflanzern, Pfaffen, Piraten sowie Huren umtanzt. Hello, Polly.